

Von griechischer Schule und Volksbildung : 2. Teil

Autor(en): **Hiestand, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **35 (1925)**

Heft 8

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788544>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

2. Schule, Kirche und christliche Familie müssen in der Frage der religiösen Erziehung der Kinder Fühlung suchen. Nirgends ist der Kontakt so nötig, wie in diesem Fach, nirgends ein Gegeneinanderarbeiten für die Kinder selber bedauernswerter. Etwas von dem, was den Befürwortern der freien Schulgemeinden vorschwebt, die Beziehungen zwischen Elternhaus und Schule enger zu knüpfen, muss sich auch innerhalb der Staatsschule verwirklichen lassen. In Form von freien Vereinigungen aller für christliche Erziehung Interessierten, in der diese Fragen besprochen werden, lässt sich zwischen Eltern, Lehrer und Pfarrer, die ja meist der einen christlichen Gemeinde angehören, manches Missverständnis und manche Misshelligkeit beseitigen und kann der wichtigen Frage der religiösen Erziehung gedient werden.

3. Soll die christliche Erziehung der Jugend nicht wieder verflattern und soll sie auch ausserhalb der Schule und nach der Schulzeit einen Nährboden finden, so brauchen wir lebendige christliche Gemeinden, in denen etwas von der protestantischen Lehre vom allgemeinen Priestertum verwirklicht ist, Gemeinden, in denen nach dem Bild des Apostels Paulus die einzelnen Glieder sind an einem Leib, an dem das Haupt ist: Christus.

Von griechischer Schule und Volksbildung.

Ein paar Reiseeindrücke.

II.

Als Lehrer waren wir nach Griechenland gezogen; griechische Kollegen aller Stufen gaben uns auch in unermüdlicher Liebenswürdigkeit an den verschiedensten Orten Auskunft und Geleite. Das bedeutete in ländlichen Gegenden wie in der Argolis und in Elis weit mehr als wenn die schweizerische Lehrerschaft Gäste empfinde. Mit den Lehrern (auch zahlreichen Lehrerinnen) kamen all ihre Schüler, die sich so einiger ausserordentlicher Freistunden erfreuten, und mit den Kindern rückten auch die Erwachsenen an in einer Vollzähligkeit, wie sie nur in industriearmen Gebieten und bei südländisch gemütlicher Arbeitsweise denkbar ist. Hat doch selbst die Stadt Pyrgos mit ihren 12,000 Einwohnern uns einen kurzen Aufenthalt abgenötigt und deswegen niedere und höhere Schulen eingestellt; einige hundert Meter weit säumten Menschenmassen unsern Weg, und Dutzende von Händen streckten sich zum Grusse entgegen. Mochte auch oft bloss Neugierde die Leute herbeilocken, allein der ungewohnte Anblick von so zahlreichen Fremden Feststimmung und herzliche Zurufe auslösen und den überall sich erneuernden Begrüssungsworten der Lehrer zu einem gewaltigen Echo verhelfen, auf dem Lande stand damit der Lehrer da als Sprecher des Volkes, als Vertreter einer ganzen Gemeinde. Er war der Führer, ihm

folgten alle willig, und die Schüler harrten auf sein Geheiss gewiss oft stundenlang mit ihren Fähnchen und Blumen an kleinen Bahnhöfen oder am Strassenrand: das zeugte uns für den Einfluss und das Ansehen der Lehrerschaft im Volksganzen. Diese kleinen Schulmeister genossen noch die Genugtuung, für ihre bildungsarme Umgebung die fast einzigen Mittler zur entfernteren Kulturwelt zu sein. Das verleiht ihrem bescheidenen Lose Würde und ihrem Leben Inhalt und Kraft. — In den grössern Städten, vor allem in Athen, gleichen die Verhältnisse den unsrigen. Auch da sind Lehrer und Professoren geachtet, und sie besitzen wohl insgeheim alle die stärkende Überzeugung vom Wert und der Grösse ihres Amtes. Aber dazwischen hört man zugleich die Allerweltsklage, dass andere Tätigkeiten, vor allem der rege und blühende Handel, mit dem materiellen Gewinn sich zugleich auch grösseres Ansehen und allgemeinere gesellschaftliche und staatliche Wertschätzung erringen, während die rein geistigen Berufe mehr im stillen wirken und eine gewisse Knappheit der Mittel manche Träume und selbst berechnigte Bildungsbedürfnisse der Lehrerschaft, z. B. eine Reise nach Westeuropa, nur vereinzelt Wirklichkeit werden lässt.¹⁾

Die Gliederung der Schulstufen wird in Griechenland gegenwärtig einer einschneidenden Veränderung unterworfen. Bisher folgten sich vier Jahre Volks-, drei Jahre fakultative Mittelschule und für zukünftige Studenten weitere vier Jahre Gymnasium (für Mädchen Lyzeum); vom Herbst dieses Jahres an sollen es auch in Athen je sechs Jahre Volksschule und Gymnasium sein. Diese Neuerung bedeutet vor allem eine Ausdehnung der obligatorischen Volksschule und eine Übernahme und Vereinheitlichung des in den seit 1913 gewonnenen Landesteilen schon früher üblichen Schulaufbaus (vgl. Schweiz. Lehrerztg. 1925, Nr. 7 u. 8). Am Gymnasium unterscheidet man eine „praktische“ von einer „klassischen“ Abteilung, was Industrieschule und humanistischem Gymnasium entspricht. An diesem wird auch eingehend Latein gelehrt, obwohl das im Osten nicht in gleichem Masse historisch berechtigt ist wie bei uns in Westeuropa; wie bei den meisten Kultureinrichtungen wurde auch hier einfach das anderswo Übliche übernommen. Von den modernen Sprachen steht das Französische weitaus an erster Stelle; es ist auch die Sprache der Fremdenkolonie Athens und mehrere französisch geschriebene, von Griechen redigierte Zeitungen unterrichten die der Landessprache Unkundigen über die Tagesfragen. Zentralfach ist aber die Muttersprache, die sich einer so grossen Vergangenheit rühmen darf. Es schien mir bezeichnend, dass ein junger Doktor, der im Interesse der eigenen Ausbildung sich in seinen Studentenjahren mit dem Französischen und Deutschen abgab, es dennoch als sein Lebensziel betrachtet, seine Studien im Ausland zu ergänzen, klassischer Philologe zu werden und dann in Alt- und Neugriechisch zu unter-

¹⁾ Um so höher ist die uns Schweizer Lehrern gebotene Gastfreundschaft einzuschätzen, und wenn in wenigen Tagen (Anfang September 1925) 100 griech. Lehrer bei einem Gegenbesuch erstmals unser Land durchfahren, möge eine entsprechende Anteilnahme und Opferwilligkeit der Behörden und Kollegen die Hochachtung rechtfertigen, die der Schweizer Name in ganz Griechenland geniesst.

richten. Was für uns naturgebender Zwiespalt bleibt, Altertum und Gegenwart, Heimatstolz und Liebe zum eigenen Volkstum neben Bewunderung der Antike, das umfasst der historisch gebildete Grieche mit derselben Wärme und Unmittelbarkeit eines mächtigen Vaterlandsgefühles, das ihn leicht über alle Zeitunterschiede hinweghebt. So entsteht ein eigenartiges, für den Aussenstehenden unsachliches Geschichtsbild: An die Ruhmestaten von Marathon und Salamis reihen sich fast unvermittelt die Befreiungskämpfe des 19. Jahrhunderts; Perser und Türken sind unterschiedslos die gemeinsamen Feinde hellenischer Freiheit, beide übermächtig, kulturärmer und deshalb gefürchtet und verachtet mit dem Hasse des Schwächern, der innerlich beharrlich an seine Überlegenheit glaubt. Von den zahlreicheren dazwischenliegenden Jahrhunderten, da der Name Griechenlands in dem des römischen, byzantinischen und gar des verabscheuten türkischen Reiches untergegangen, ist kaum je die Rede; minder glückliche und darum unwesentliche Episoden scheinen das dem zukunftsgläubigen Griechen von heute. Diese menschlich leicht verständliche, einseitige Art, die Vergangenheit zu betrachten, ist dem nationalen Selbsterhaltungstrieb entsprungen. Erhalten nicht auch wir Schweizer die Tage von Morgarten bis zu den Burgunderkriegen und die des jungen Bundesstaates absichtlich lebendiger im Gedächtnis des Volkes als die Zeiten unerfreulicher Glaubens- und Standeskämpfe?

In der Universität Athen durften wir eine feierliche Begrüssungsrede, deren sprudelndes Neugriechisch uns leider unverständlich blieb, in der stattlich grossen, mit Gelehrtenbildnissen geschmückten Aula anhören und ein andermal einen raschen Blick in einen der einfach ausgestatteten Hörsäle werfen. Die in den Gängen lebhaft gestikulierend hin- und herwandelnden Studenten verpafften Zigaretten zu Rauchwölkchen und glichen mit ihren meist blassen, ernsten und frühreifen Mienen mehr den Gestalten eines grossstädtischen Kaffeehauses als den oft noch naiver und jugendlich erwartungsfroh dreinblickenden Besuchern unserer Hochschulen. Die Universität Athen ist die einzige des Landes, eine zweite ist für Saloniki geplant. Damit ist bisher die Einheit aller Hochschulbildung gewahrt geblieben, alle Akademiker aus allen Landesgegenden treffen in den Studienjahren hier zusammen, und die staatlichen Mittel bleiben für diese eine Anstalt gesammelt. Nachteile mag eine solche Zentralisation auch mit sich bringen. So wusste eine Lehrerin der Fahrt durch eine herrlich fruchtbare Landschaft nichts abzugewinnen als die beredte Klage, welche Bitternis es bedeute, nach einem jahrelangen Aufenthalt im weltstädtisch eleganten Athen in eines der bäurisch einfachen und sehr ärmlichen Provinzstädtchen versetzt zu werden. — In der Wahl der Studiengebiete gehen zweierlei Erwägungen und Bedürfnisse nebeneinander her. Einerseits scheint der Grieche durch die grosse Geschichte seines Landes zum Historiker und Archäologen prädestiniert. Jeder Gebildete ist sich dessen bewusst, wie das lebhafteste Interesse und alle Zuneigung des Auslandes und die in der gesamten europäischen Kulturwelt grosse Geltung des griechischen Volkes in dieser Vergangenheit wurzeln und wie

sehr die Ehrenpflicht gegenüber den Vorfahren wie auch staatspolitische Klugheit dazu raten, diese Erinnerungen eifrig zu pflegen. Durch das Vorhandensein mehrerer ausländischer archäologischer Institute samt ihrem häufig wechselnden Stab wissenschaftlicher Mitarbeiter werden die Griechen selber immer wieder auf die historische Landesdurchforschung hingewiesen, zu Studien und Ausgrabungen ermuntert und in ihrer eigenen Landeshauptstadt über die Ergebnisse fremder Gelehrtenarbeit unterrichtet. Denn hier stehen den Fachleuten durch die fremden Bibliotheken und durch persönliche Beziehungen ganz einzigartige Hilfsmittel zu Gebote, wobei das natürliche Verwachsensein mit dem Boden und die genauere Kenntnis des Volkslebens den Griechen bei gleichem Eifer und Arbeitswillen manchen Vorsprung gegenüber jedem Landesunkundigen sichern. Wenn trotz all dieser Umstände die Griechen noch keinem müdem und weltfremden Historizismus, wie man ihn oft westeuropäischen Gelehrten vorwirft, verfielen, wenn sie ob der Vergangenheit die Gegenwart nie vergessen und die Jetztzeit mit vorwärtsgerichteten Augen durchwandern, so ist die Menge noch ungelöster Kulturaufgaben schuld daran. Sie bilden ein mächtiges und gesundes Gegengewicht gegen die erdrückende Grösse der Tradition. Solange noch eine Autofahrt auf holprigen griechischen Landstrassen einem kühnen und schwungvollen Galoppieren gleichkommt, solange noch in der Millionenstadt Athen eine einwandfreie Wasserversorgung erst ein schönes Projekt ist, liegt eine Bevorzugung der praktischen, der technischen Berufe im Landesinteresse. Die ursprünglichen Lebensbedürfnisse sind noch zu gross, und die Existenz des Staates wie des Einzelnen ist noch zu wenig gesichert, als dass die ideellen Bestrebungen, deren Trägerin die Universität sein will, die wünschbare allgemeine Aufmerksamkeit zu erlangen oder gar einen grossen Teil des Volkes der tätigen Lebensgestaltung zu entfremden vermöchten.

Dr. Max Hiestand.

Zum 50. Todestage Hans Christian Andersens.

Auf der dänischen Insel Fünen liegt die Stadt Odensee, in einer Gegend reich an herrlichen Buchenwäldern voller Waldeinsamkeit, stillen, träumenden Seen, grünen Wiesen, über die „das Wild hin-springt und der Storch auf seinen roten Beinen einherschreitet.“

Hier lebte am Anfang des vorigen Jahrhunderts ein junges Ehepaar in bescheidenen Verhältnissen. Sie hatten einen kleinen Jungen, der hiess Hans Christian Andersen. Ein einziges kleines Zimmer mit des Vaters Schuhmacherwerkzeug, der Eltern Bett und seiner Schlafbank war seiner Kindheit Heim. Von den Wänden grüssten freundliche Bilder und über Vaters Werkstatt befand sich ein Gestell mit Büchern und Liedern. In der kleinen Küche glänzten Pfannen und Teller. In der Dachrinne, in einem grossen Kasten mit Erde, duftete neben Küchengewächsen Mutters „Garten“. Hans Christian war seiner Eltern Glück und Freude. Mütterchen umsorgte ihn und Sonntags ging